

Der letzte Grossvater. Teil 8

Autor(en): **Diebold, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 1

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold

8

Copyright by Morgarten-Verlag Zürich

Ein Bahnhofportier erscheint, ruft durch die Türe: «Hier wird um zwölf geschlossen.» Also fort von hier. Es wird sich schon etwas von selbst ergeben. Wo der Wille versagt, übernimmt das Schicksal die Führung. Otto bedient nur das Schicksal. Er nimmt die Koffer auf. «Ich bringe Sie unter. Wir müssen rasch zum Tram, sonst fährt keines mehr.»

«Wohin?» fragt sie sterbensmüde. Aber sie erhebt sich schon dabei. Denn der Portier wartet ungeduldig an der offenen Tür auf den Abzug des Paares.

«Ich weiss noch kein Hotel. Aber kommen Sie.»

In Erwartung irgendeiner Lösung läuft sie ganz mutig an Ottos Seite durch die halbdunkle Halle zur Treppe des mittleren Ausgangs ... Aber die beiden sind nicht ganz allein. Eine trotz ihrer Dicklichkeit hastig bewegte Frau in wehender Mantille umflattert sie gleich wie ein schwarzer Krähervogel. Sie trägt eine rotweisse Schärpe am Arm und einen grossen Anker als Brosche. Sie schaut ihnen durch eine Nickelbrille prüfend nach; folgt dann drei schlurfende Schritte. Schüttelt den Kopf und seufzt besorgt. Gibt aber angesichts des jugendlichen Helfers ihr heiliges Schutzwerk auf. Lichtet ihren Anker, ein müdes Rettungsschiff. Segelt endlich heim vom Nachtdienst für die Einsamen und Ausgestossenen — sie selber eine arme Seele ohne Flug, auf wehen Füßen.

Das Paar hat die Umkreisung durch den schwarzen Vogel nicht bemerkt. Es späht in den Bahnhofplatz hinaus, über dem soeben die Hauptlampen erlöschen — trostlos, als wären sie die letzten Leuchtturmslichter eines Hafens, den man nun nimmermehr erreicht. Da fährt noch eine Drei rechts um die Ecke nach der Sihlbrücke hin. Wenn's nur nicht die letzte ist. Die Uhr steht zwölf Uhr fünf. Was tun? Die junge Frau da ist viel zu erschöpft für eine allzu weite Suche von Haus zu Haus nach einem Nachtsyl. Sie welkt vor ihm wie eine Blume ohne Wasser. «Haben Sie Hunger?» fällt es Otto ein. Ueber ihr Gesicht huscht es wie ein Scherz, um der Bestätigung, dass

sie seit zehn Uhr früh mit leerem Magen in der Bahn gegessen habe, nicht allzuviel Gewicht zu geben.

«Einen Augenblick!» ruft er und eilt zurück in die Bahnhofhalle. Stärkung ist jetzt viel wichtiger als ein Tram ins Ungewisse. Vielleicht ist der Kiosk noch nicht geschlossen, oder es schiebt noch ein letzter Perronkellner seinen Wagen herum. Nichts davon. Aber vom Büfett dritter Klasse leuchtet noch eine elende Glühbirne durch die Schweibe. Hier räumen sie noch ab. Hier lässt sich reden, und schlimmstenfalls auch bitten ... In drei Minuten ist Otto wieder bei seiner Dame, die sich auf ihrem grösseren Koffer niedergelassen hat. «Kam noch eine Vierzehn oder eine Drei?» ruft er von weitem. Sie verneint. Dann empfängt sie aus seiner Hand ein Schinkenbrot und einen Apfel. Mit Heiss-hunger beginnt sie zu essen ... Ja, was tun? Er bespricht das Mögliche und das Unmögliche der Lage.

Ein Bahnhofsportier beäugt misstrauisch das Paar. Noch sagt er nichts. Bald wird er aber etwas sagen, das an beamtlicher Bestimmtheit des Ausdrucks an den Schwertengel am Ausgangstor des Paradieses gemahnen wird. Die alte Schweiz duldet nichts Unsolides. Wer eine Uniform trägt, ist immer noch ein alter Eidgenosse, der keine Schluderei verträgt und sich durch eine hübsche Weiberfratze nicht bestechen lässt. Weiber und Grundsätze sind sowieso schon feind. Auch im Wartesaal wird man der müden Mignon das Schlafen nicht gestatten. Und gar auf einer Bank am See sich mit zwei Koffern und einem jungen Mann zu installieren, ist auch in hellen Julinächten nicht zu raten. Es wird ein Eidgenosse kommen in unsichtbarer Uniform und die Legitimation der Dame sehen wollen. Und wenn sie ihren deutschen Reisepass vorweisen wird, so muss sein Gesicht immer strenger werden und sein Mund muss schliesslich nicht mehr menschlich, sondern beamtlich reden: grundsätzlich, wie's die Pflicht gebet ...

Kein Tram fährt mehr. In keiner Richtung. Der Platz und die Bahnhofstrasse, in deren dunkle

Breite man durch den Triumphbogen des Hauptportals hineinsieht, wird leer und leerer von Passanten. Einzelne johlen, befeuert vom Abendtrunk. Sie haben gut johlen. Sie gehen in ihr sicheres Bett. Was tun? drängt unablässig der Gedanke. Es bleibt doch schliesslich nichts als eine Bank. Aber man sollte das Geschlepp der Koffer noch los werden. Wenigstens den grossen; denn den kleinen braucht sie ja auch wohl fürs Nötigste zum Toilettenmachen. Vielleicht nehmen sie ihn noch in der Wirtschaft ab, wo immer noch der trübe Lichtschein dämmert ... Wieder lässt er sie allein. Es gelingt, den Koffer einzustellen ... Er eilt zu ihr zurück. Herrgott — sie ist verschwunden.

Otto, der Retter

Wo ist sie? Otto rennt die Portaltreppe hinunter und späht über den mond hellen steinernen Platz. Noch kann sie nicht weit sein. Warum läuft sie davon? Sie wird doch nicht in der Verzweiflung ... Unwillkürlich wendet er seinen Kopf in der Richtung zur Limmatbrücke hinüber. Er sieht sie nicht ... Da fährt's in ihn mit einer furchtbaren Angst, wie Drohung eines unersetzlichen Verlustes. Sie hat ihr Leben zu verlieren — er ein Stück Glück. Er weiss es nicht. Er fühlt es nur. Den Brief an Vreni aber fühlt er nicht, so dick und schwer er in der linken Seitentasche über dem Herzen drückt.

Er rennt im Laufschrift schräg zur Limmat hinüber. Auf der Brücke ist sie nicht. Das Bahnhofquai zum Mühlesteig hinüber ist menschenleer. Es ist doch ganz unmöglich, dass sie schon ... Er eilt nach der Walchebrücke hin. Einsam liegt der Platz vor der schwarzen Kulisse des Museums. Die Bäume rauschen; das Wasser rauscht. Der Fluss treibt in geheimnisvoller Eile. In gleicher Hast folgt ihm die Angst des jungen Mannes, mit Schritten und mit Blicken. Sie suchen in den Wellen, spähen nach den Bänken und zwischen die Bäume ... Nichts ...

Aber da ... die schwebende Figur ... streicht am Geländer hin ... flussabwärts ... Der kleine Koffer schlenkert nicht ... hängt wie Bleilast am Arm, der steif und tot aus der zarten Schulter fällt ...

Sie hört seine Schritte. Sie wendet sich, erkennt ihn, ruft: «Nein, bitte nein»; und winkt ihm flehentlich mit dem Kopfe ab.

Aber das gilt jetzt nicht. Er ruft: «Fräulein, wohin um Gottes willen?»

Sie geht schneller. Kurz vor dem Park am Platzspitz holt er sie ein. «Warum gehen Sie mir davon?»

Sie sagt mit falschem Trotz: «Ich will allein sein.» Er greift nach ihrer Hand. Da flüstert sie: «Ich schäme mich doch so.»

Er braust auf: «Das gibt's jetzt nicht. Ich schäme mich doch auch ... dass ich kein Geld habe ... und Ihnen nicht helfen kann.»

Da sagt sie hart: «Eben darum will ich Sie nicht belästigen.» Und mildert ihren Ton: «Er wird schon gehen.»

Die Angst bricht ihm wieder aus dem Herzen: «Nein so ... so wie Sie's wollen, so geht es eben nicht.»

Da stösst's aus ihr mit hellem Schluchzen: «Nein, es geht ja auch nicht ... ich kann's ja doch nicht ...» Ihre Worte ersticken im Krampf des Atmens. Und sie fällt ihm aufgelöst vor Schwäche und Verzweiflung in die Arme.

Er führt sie zur nächsten Bank. Da lässt er sie nieder. Da hält er sie am Arm und lässt sie weinen. Er blickt umher, ob Leute kommen oder gar einer in Uniform. Nein, was da noch läuft und lebt, geht fern vorüber. Dann sieht er auf den kleinen Kopf herunter, der an seiner Schulter zuckt. Er zieht sein rotes Schmucktaschentuch und trocknet der Schluchzenden ganz sanft und sachte das Gesicht. Noch wagt er nicht, den Arm um sie zu legen, so sehr es nötig wäre, um ihre Einsamkeit in eines anderen Menschen Wärme aufzulösen. Er wartet und schaut.

Das kleine Köfferchen steht quer neben ihm auf der Bank. Bunte Etiketten von Hotels aus Deutschland, Frankreich und Italien prahlen weltlustig von den gelben Lederflächen. Und siehe da: ein Namensschild. Das ist wichtig. Ein Name gehört zu jeder Sache, jedem Menschen. Aber er kann den feinen Kupferdruck der Visitenkarte im trüben Licht einer fernen Laterne nicht lesen, ohne Kopf und Oberkörper vorzubeugen und das an ihn gedrängte Mädchen aufzuschrecken ... Ueber der Namenszeile sieht er noch so ein Zeichen aufgedruckt. Im Halbdunkel sieht's wie ein Tier aus; wie ein Insekt. Oder ist es gar ein borstiger Igel?

Nein, Herrgottsdonnerwetter ... Das ist ja eine Krone ... Eine wirkliche Krone. Die Borsten des vermutlichen Igels sind die langen Zacken. Und was er da beinah' im Arme hält und sich an seiner Schweizerbrust ausweint und keine fünfzig Rappen in der Tasche hat — arm wie eine Kirchenmaus — ist eine Adlige mit einer Krone ... Eine sehr feine

Dame oder ... denn das gibt's ja auch .. eine Hochstaplerin? Aber während er jetzt auf ihren Kopf heruntersieht, auf die feine Nase, den Mund, der ihn so an die Mutter gemahnt, und die geschlossenen Augen, über denen die langen Wimpern ruhen — wie umgekehrte Kronenzacken, muss er denken — da glaubt er ihr die echte Krone. Und er findet ihr Elend noch viel erbarmungswürdiger, weil hier das Glück von so weit oben herunterstürzte und aufgefangen ward von seinen schwachen Armen ... Da hält er sie nun ... Sie schläft ... Sie ist zu Tod erschöpft ...

Die ewige Frage drängt: Was tun? Hätte er nur schon seine Künstlerbude unter irgendeinem alten Dach, so wär's doch ein Asyl. Oder wäre die Gerti noch auf; dann gäb's zwar Krach im Hause; aber man liesse die Arme doch die Nacht bei ihr im Zimmer. Damit ist es nun nichts. Dazu ist's zu spät. Die Gerti schläft gesund. Und andere Leute mit Kronen auf dem Haupte müssen beinah schon im kalten Bett der Limmat schlafen ... Doch das hätten wir gerade noch verhindert ... Immerhin bin ich ein Wink von oben und ein Schicksalsruf ... Aber da endet nun der Rat und die Tat ...

Doch halt! das Magazin ... Doch halt! das Kanapee vom Buchbinder! ... Es ist ein winziger Lichtstrahl, der in Ottos verzweifelttes Gehirn einbricht; dünn wie ein Sonnenfaden durch die Ritze einer Kerkermauer. Aber doch ein helles Zeichen.

Das «Magazin» befand sich im alten Stallgebäude im Gässchen des Steinernen Winkels gegenüber dem Elternhaus. Es war ein schmales Gelass zwischen dem Eckraum des Fuhrmanns Koller und Herrn Vuillemins jun. improvisierter Garage, neben der der Alte Fritz seiner letzten Tage pflegte. Nach aussen war es nur mit einer von einer Luke durchbrochenen Holzwand und einer breiten Gattertüre abgeschlossen — wenn es schon abgeschlossen war. Denn die Buchbinders waren schlampige Leute und versäumten oft, das Vorhängeschloss auch richtig zu verschliessen, weil es ja keine Reichtümer hier zu stehlen gab. Dieser Raum diente ihnen als eine Art Rumpelkammer, da sie ihren Anteil an der Dachwinde im Nebenhaus an Zuberbühlers Wäscherei untervermietet hatten. Da standen durcheinander Kartonschachteln, Waschkörbe, zerbrochene Stühle und alte Vorhangstangen. Nur noch ein einziges Wertstück, wenn auch zerschunden und zerschlissen, lehnte gerade hinter dem Eingang an der Kalkmauer und ward mit einer alten wollenen Pferddecke vor Staub und Feuchtigkeit geschützt: das war das alte Kanapee

der Rüeeggs. Sie hatten auch ein neues; aber das prunkte im Hause selber hinter dem runden Esstisch.

Das alte Möbel im Magazin aber diente einer höchst luxuriösen Machination, die nach Grossvater Weidmanns Ausspruch «eusereis» nicht anstand. Denn an warmen Nachmittagen wurde das Kanapee mitten ins Freie hinaus aufs Pflaster getragen und je nach dem Sonnenstand, und sei's auch quer zur Gasse, ins Wärme und Helle hinplaciert. Da sassen dann Herr und Frau Rüeegg mit ihren runden Bäuchen, und gelegentlich auch ihre Tochter Milli, das Servierfräulein im Excelsior, den ganzen Sonntag über mit dem Strickzeug und ungebundener Literatur versehen; und fühlten sich auf den roten Polstern im Freien grossartig und herrschaftlich wie Grafen. Aber Grossvater Weidmann sagte: «'s sind gringi Lüt. Die reinschten Ussersihler.» Und niemals kam er der freundlichen Einladung des dicken Rüeegg zum Niederlassen auf die rote Pracht nach. Sondern er holte sich einen Stuhl aus seinem Hause und letzte sich fein säuberlich neben das Rüeeggsche Instrument. Denn auf dem Sofa in der Gasse sitzen, das ging ihm gegen die Reellität und das gute Herkommen..

Auf dieses Kanapee im Magazin aber setzte jetzt Otto seine letzte Hoffnung. Er konnte die Kleine mit der Krone ganz sicher ungesehen in der Nacht dort einschmuggeln, aufs Sofa legen und in die Pferddecke wickeln. Nur morgens vor sechs Uhr musste sie wieder hinaus. Fünf Stunden Schlaf! Aber dann wohin? Das würde man erst morgen zu bedenken haben. So wird's gemacht. Hausfriedensbruch ist das noch lange nicht, im Magazin vom Rüeegg. Nur etwas Vorsicht ist vonnöten. Allerdings der Grossvater würde sich hintersinnen, wenn er's merkte. Aber er merkt's nicht ...

's ist zwar ein weiter Weg vom Bahnhof bis zum Zeltweg. Aber in einer schwachen halben Stunde ist's auch für eine Invalide zu schaffen, zumal für einen Flüchtling. So etwas gehört halt einfach noch zur Flucht. Er ruft die Dame an. Er kann dabei nichts anderes als «Fräulein» sagen. Sie regt sich, ohne völlig aufzuwachen. Wie gern hätte er sie mit einem Kuss geweckt. Aber das wäre ein falsches Zeichen, ein missverständliches Symbol. Doch wagt er, seinen Kopf auf den ihrigen bis zur Berührung hinabzubeugen und flüstert: «Aufstehen. Schlafen gehen. Ich weiss etwas ...» Er wiederholt es immer wieder melodisch, so wie man einem Kind ein Verschen vorsingt; solange bis sie ganz erwacht. Wohl zehn Minuten hat sie fest ge-

schlafen. Um ihre Energie aufzutreiben, weist er auf den Polizisten, der gerade an der Bahnhofsfreie vorbeipatrouilliert. «Lieber von dem sich nicht aufwecken lassen, nicht wahr?»

«Sie fragt: «Wohin?»

Er sagt: «In den Stall. Es ist kein Salon. Aber da ist ein weiches Sofa.»

Mühselig erhebt sie sich. Sie gehen. Sie hängt ihren Arm schwer in den seinen. Der Druck ist nicht nur Müdigkeit und Schwere; er heisst Vertrauen und Dank. «Wenn wir rasch gehen, so überwinden Sie es leichter.» Sie schmiegt ihren Arm noch dichter an den seinen und marschiert gut. Der Mond fällt grell in die weissen Strudel unter der alten gedeckten Holzbrücke, über die sie schreiten. Sie schaut nicht rechts, nicht links. Sie gleiten in die Finsternis der kleinen Gassenschluchten, die von der Limmat zum Prediger und zum Seilergraben führen. Im Predigergässchen vor Urgrossvater Johann Jakob Weidmanns Haus erinnert Otto sich, dass er der Urenkel eines schwarzfäustigen Schlossermeisters ist. Und «rettet» nun ein adeliges Fräulein mit einer unsichtbaren Krone auf dem Häuptchen! Er schielt nach ihrem linienfeinen Profil mit der leicht hochgeworfenen Damennase. Aber die Augen blicken apathisch. Ihre Füsse tun mechanisch den gewollten Dienst. Er spricht kein Wort. Er weiss ja keines. Er fühlt den schlanken Arm auf sich. Er blickt sie manchmal von der Seite an. Sie ist wahrhaftig wie die Mutter. Sie könnte seine wesensgleichere Schwester sein. Sie ist aber feiner als «wir» und viel zerbrechlicher.

Gegenüber dem ragenden Herrenhaus des Reehbergs stehen Bäume und Bänke. Sie sieht's. «Nur einen Augenblick», bittet sie und setzt sich gleich. Er steht daneben; ungeduldig und in einiger Spannung wegen des knapp bevorstehenden Einbruchs in die «alte Schweiz». So ganz gemütlich und heimelig ist's ihm nicht dabei im Magen und im Hirn. «Solid» und «urchig» ist sein Unternehmen keinesfalls im ersten Anstrich. Und jetzt sagt sie mit einer Geste auf die Bank: «Auch Sie, bitte nur eine Minute. Ich stehe ganz von selber wieder auf. Sie sind so gut ... Wie heissen Sie? Ich will es wissen.»

«Weidmann», sagt er knapp.

«Aber der Vorname?»

«Otto.»

«Dann sage ich Otto. Wir sind uns ja begegnet wie im Märchen. Ist es nicht wahr?»

«Ja, wie im Märchen ... Sicher ... Und wie heissen Sie?»

«Lobeck, Lisbeth Lobeck.»

«Das stimmt aber nicht», ruft er mit starkem Widerspruch, von keinem Umgangston gemildert, wie's eben nur ein Schweizer seiner Dame sagt. Er schaut ihr streng ins Auge. Und denkt dabei genau: wer eine Krone auf der Visitenkarte trägt, kann doch nicht einfach Lobeck heissen.

«Warum glauben Sie mir's nicht?» fragt sie, und hebt die Brauen vor Verwunderung. Vom Monde wird ihr blasses Gesicht durchstrahlt. Durchsichtig scheint es wie bei einem Feenweibchen.

Streng aber deutet Otto auf den Anhänger am Kofferchen und sagt nichts als: «Die Krone da ...»

Sie zuckt zusammen. «Ach, ich vergass ... Ich hätte es wegnehmen sollen ... Ja gewiss ... aber das ändert nichts daran, dass ich doch Lobeck heisse.»

Da schaut er näher auf das Lederviereck. Liest: «Elisabeth, Gräfin Lobeck.» Hält das Kärtchen vor Erstaunen ein paar Augenblicke vor die Augen. Also nicht nur «von» — sogar Gräfin. Was soll er dazu sagen? Da gibt es halt wieder kein rechtes Wort, das einem Schweizer einfällt, wenn er vor einer Gräfin nicht untertänigst die Republik verraten will. Er sagt: «So so ... Aber wir müssen jetzt gehen, Fräulein Gräfin.»

«Ich bin kein Fräulein mehr.» Sie steht schon wieder. Hängt ihm vertraulich ein. Er weiss nicht wie ihm ist ... mitten im Märchen ... im Mondschein ... mit einer Gräfin ...

Der Zeltweg öffnet sich. Von der Front der langen Escherhäuser leuchtet weiss wie eine Grabplatte die Tafel mit dem Namen des deutschen Flüchtlings Richard Wagner. Sie huschen quer über den Ausgang der Gemeindestrasse. Von der Hohen Promenade rauscht es gespenstisch aus den schwarzen Bäumen vom alten Friedhof her. Am grossen Eck vor dem Barockportal hält Otto still. «Hier ist der Eingang ins Grafenschloss», lächelt er. Er bedeutet ihr, an der Stelle zu warten, bis er die Gegend sondiert habe. Es gelte da ein bisschen Vorsicht. Er werde ihr winken und sie dann schleunigst in ihre Kammer führen. Das heisst, auf das Sofa. Und morgen in der Frühe hole er sie wieder heraus. Seine Stimme vibriert vor Erregung bei diesen letzten Anweisungen. Was sie noch zu sagen habe, das müsse jetzt noch schnell gesprochen werden. Später sei kein Wort mehr möglich, ohne dass es sie verrate. «Nun?»

(Fortsetzung folgt)